



„Übera Buuch“ – Bernina 1973

R. Werner Soukup

Foto: Obere Passagen des Gletscherdurchstiegs *Buuch* unter dem Crast Agüzza-Sattel

„Übera Buuch“ - Bernina 1973

Franz Blaimschein zum 60. Geburtstag gewidmet

Im Juli 1973 war eine Autofahrt über die enge Straße vom Finstermünzpass hinauf ins Oberengadin noch ein aufregendes Abenteuer. Ich erinnere mich an geradezu unglaublich schmale Ortsdurchfahrten. Schuls, Strada, Zuoz – überall kunstvolle Sgraffiti um Fenster und Tore. Der Name des Ortes Lavin bietet reichlich Gesprächsstoff über die Gefahren von Lawinenabgängen an den steilen Südabstürzen des Silvrettaggebirges. Allenthalben können wir noch schmutzige Reste von liegengeliebenem Schnee erspähen.

Gegen Abend stellen wir den alten Renault auf einem damals noch kleinen Platz in Sichtweite des Hotels Morteratsch ab. Ein hübscher Wasserfall begrüßt uns. Das übliche Kramen und Packen. Schließlich streben wir mit nicht allzu leichten Rucksäcken beladen der Bovalhütte zu. Mit jedem Schritt wird die Umgebung zauberhafter. Zunächst staune ich über die gelb-fahlen Felsflanken des auf der gegenüberliegenden Seite des Tales aufragenden Munt Pers. Dann wird der Blick frei auf die drei eisigen Pfeiler des Silberschlosses Piz Palü. Unter uns der zersplitterte Persgletscher. Den Gipfel der Bernina sehen wir an diesem Abend nicht, Nebel hängen bis herunter zur schrecklich gefährlich aussehenden Serakzone namens „Gurgel“. Auch das weiter links sichtbare Gelände sieht nicht sehr lieblich aus: das Spaltengewirr „Labyrinth“, dann die zerrissenen Firnflächen der „Buuch“ genannten Zone, schließlich am linken Rand des gewaltigen Gletscherbeckens die wilde Felsfestung „Fortezza“. Bald macht es die fortschreitende Abenddämmerung unmöglich, irgendwelche gangbaren Routen auszumachen, kurz darauf ist die Hütte erreicht.

Nächster Morgen 3 Uhr 45 h. Ich drücke den kalten, schon ein wenig rostigen Türgriff der Hüttentür nieder, öffne, und trete hinaus ins Freie. Was für ein Moment! Ein unvermittelter Übergang aus der Dumpfheit polternder Geräusche auf Holzdielen in eine atemraubende Weite. Von beinahe überallher, durch eine kaum beschreibbare Art Echo in der Raumwirkung gesteigert, rauschen Gletscherbäche. Und die von Minute zu Minute in der Dunkelheit besser erkennbaren Flanken und Grate scheinen nichts anderes zu sein als Leitern, Leitern zu feinen Lichtpünktchen. Dort ist unser Ziel.

Die nächste Stunde sieht uns auf einem scharfen Moränenkamm dahinbalancieren. Ein großer, nach allen Richtungen hin überhängender Block will uns gar den Weg versperren. Das anfangs noch fahle Licht weicht einem intensiven Rosa. Ein wenig später reflektieren die Bäuche hunderter Schäfchenwolken ein schwefelgelbes Leuchten. Was wird dieses spektakuläre Alpenglühen wohl für einen Wetterablauf bringen? Lauert hinter den harmlos aussehenden Schäfchen eine Gewitterfront? Ich kann und will es nicht glauben, erscheint doch das Blau zwischen den Wolkenfeldern gar so lieblich, ganz unschuldig, wie mit Aquarellfarben hingezaubert.

Das unter den Schuhen knirschende, blaue, von Millionen kleinen und kleinsten Steinsplittern übersäte Gletscherfeld am Talschluss ist erreicht. Das Anlegen der

Steigeisen artet 1973 noch zu einem langwierigen Unterfangen aus. Endlose Gurte sind durch weiß Gott wie viele Ösen zu ziehen. So - für die nächsten Stunden müssen die Dinger an den Schuhen fixiert bleiben. Nun kommt das Anseilen. Wir einigen uns, zwei Seilschaften zu bilden. Ich binde mich mit Brigitte an ein Seil.

Wir queren zunächst unter dem Labyrinth nach links, halten uns später in Richtung dritter Bellavistagipfel. Da wir diesen Gipfel bald nicht mehr sehen, weil sich das Gelände vor uns aufsteilt, dienen uns merkwürdige, von Eis umgeben Felsbildungen unter einer unüberwindlichen Eisbarriere als Ersatzorientierungspunkte.

Voller Tatendrang, ja beinahe hastig, gehe ich die ersten Kletterpassagen an, um möglichst bald dem eisigen Herz des Morteratschgletschers nahe zu sein. Es wird still, zuweilen sogar sehr still. Die Gletscherbäche sind schon zu weit entfernt, sind viel zu tief unten, als dass wir sie noch hören könnten. Dafür dröhnt der pochende Puls in den Schläfen. Hin und wieder wird in dieser starren, fremden Welt die äußere Stille durch ein leises Knacken des Eises oder ein dumpfes Rumpeln von in die Tiefe stürzenden Brocken unterbrochen.

Brigitte hat noch etwas Respekt vor dem Eisklettern. Ich versuche anfangs auch gar nicht den allerleichtesten Weg zu finden. Aber die verdammten Brüche nehmen kein Ende. Hindernisse, wie zum Beispiel Eistürme, die vorher nicht sichtbar waren, müssen umgangen oder gar überklettert werden. Hansi und Monika haben wir aus den Augen verloren. Sie gehen langsamer. Sie werden wohl unseren Spuren bald folgen, denke ich. Ganz stolz bin ich darauf, dass ich bis jetzt noch überall einen Durchschlupf habe finden können. Was mich allerdings beunruhigt ist die mörderische Strahlungsintensität der Sonne und die daraus resultierende Hitze. Der Schnee wird faulig. Mittagsrast halten Brigitte und ich auf einem beinahe rundum von Spalten umgrenzten Eisblock. Als ich einen Schluck aus der Wasserflasche machen möchte, rumpelt und grollt es, und der ganze Block, auf dem wir gemütlich hocken, macht einen Satz talwärts! Hier wollen wir keine Minute länger bleiben. War das eine Warnung?

Nun beginnen die wirklichen Probleme. Der Gletscherdurchstieg „Buuch“, den wir benützen, verdankt seinen Namen einem Dialog eines verzweifelten Bergsteigers mit seinem Bergführer, wobei der Führer auf die Frage des Klienten, wie denn der sich vor ihm auftuende und nur höchst zweifelhaft mit lockerem Schnee überbrückte Spalt zu bewältigen sei, zurückruft: „Übera Buuch“, was soviel wie „auf dem Bauch robbend“ bedeutet. Nicht bloß eine Spalte, sondern deren etliche überquere ich auf durchweichten Schneebrücken auf die genannte Weise, wobei bei diesen Aktionen der Blick in die dunkelblaue oder gar schwarze Tiefe durchaus so etwas wie Grauen aufkommen lässt.

Haushöhe, unwahrscheinlich verwaschenblau- bis intensiv türkisblaufarbige Eiswände mit dunkleren Jahresringen über uns verwehren schließlich den Durchstieg nach oben, zwingen uns in eine Rechtsquerung. Wir verlassen diese wildromantischen Gebilde, an denen gelbliche oder graue Streifen den jährlichen Eiszuwachs markieren. Aber noch sind die Probleme nicht endgültig gelöst. Die Spalten werden immer breiter. Brigitte gibt Seil vor, ich nehme Anlauf und springe mit klopfendem Herzen über eine letzte Riesenspalte. Schließlich wenden wir uns dem großzügigen Gletscherbecken unter der Fuocla Crast´ Agüzza zu. Die Gletscherspalten sind zwar manierlicher, dafür wird der Schnee grundlos. Eine endlose Schinderei beginnt und

ich frage mich, warum meine Kondition so schlecht ist, wo ich doch so brav trainiert habe.

Hansi und Monika haben wir nun schon seit Stunden nicht mehr gesehen. Folgen die beiden überhaupt noch unseren Spuren? Ich bin nicht mehr hundertprozentig davon überzeugt. Zu allem Überdross bemerke ich, dass die Wolken – je näher wir ihnen kommen – sich mehr und mehr bleiern verfärben. Bald jagen erste Graupelschauer über die Hänge. Es wird deutlich kälter. Schon füllt lockerer Triebsschnee die Fußstapfen hinter mir aus. Nur die durch das Einstechen des Pickelschaftes verursachten Löcher im Schnee sind längere Zeit sichtbar.

Endlich verflacht das Gelände, wir müssen in der Nähe der kleinen Marco e Rosa-Hütte sein. Aber wo ist das Refugio? Jetzt darf kein Fehler passieren! Viele sind hier schon in die Irre gegangen. Hinter einer Kuppe wird etwas Merkwürdiges sichtbar: das Hüttendach. Wir haben es geschafft. Wir stolpern, noch mit den Steigeisen an den Schuhen, die Stufen zum Eingang hinauf. Vor der ersehnten Rast ist noch einiges zu erledigen: die zugeeisten Steigeisenriemen sind zu öffnen, die Steigeisen abzuziehen, der Boulinknoten am Seil muss gelöst werden, die steifgefrorenen Seile gilt es aufzuschießen. Außerdem wäre es ungehörig, die Schutz gewährende Hütte mit Riesenladungen Schnee an den Schuhe zu betreten. Wenn es der bereit gestellte Besen nicht schafft, müssen die schweren Bergschuhe aneinander geschlagen werden.

Kaum sitze ich am Esstisch der Biwakschachtel, da zuckt der erste Blitz über die Gletscher - auch das noch, ein Gewitter! Der Hagel prasselt auf das Metaldach. Beängstigend wird das Grollen der Donner durch die gegenüberliegenden Felswände der Crast´ Agüzza zurückgeworfen. Wo sind jetzt Hansi und Monika? Bei der Vorstellung, die beiden in diesem Toben der Elemente allein gelassen zu haben, quält uns das schlechte Gewissen. Wir gestehen uns ein, einen schweren Fehler gemacht zu haben. Aber durch die Erschöpfung unfähig etwas Vernünftiges zu tun, sitzen wir gut eine Stunde auf den wackeligen Stühlen. Der Sturm zerrt und rüttelt an unserer Blechschachtel. Gut, dass die Konstruktion mit starken Stahlseilen verzurrt ist. Starker Schneefall setzt ein.

Eine weitere halbe Stunde vergeht. Wir essen ein paar Bissen. Ich krame die Karte heraus, bestimme die Kompass-Marschzahlen. Es wird wohl nicht anders sein, das Schneegestöber wird uns jegliche Sicht rauben. Der Entschluss steht dennoch fest, wir müssen die beiden suchen. Wir packen einen Biwaksack und etwas Essen in einen Rucksack. Noch in der Hütte wird angeseilt, die Kapuze übergestülpt; die Handschuhe sind griffbereit. Die Steigeisen dürfen wir natürlich nicht in der Hütte anlegen, also hinaus in den fliegenden Schnee.

Der Tanz beginnt. Allzu bald ist die Hütte nicht mehr zu erkennen. Sollen wir die beiden auf der von uns benützten Trasse suchen? Haben die zwei den Sattel schon erreicht? Fragen über Fragen. Nach fünfhundert Schritten erfolgt die erste Richtungsänderung: von einem exakten Ost- schwenken wir auf einen Nordostkurs. Sicht null. Ich weise Brigitte, die vor mir geht, ein: etwas weiter links, halt, geradeaus. Die Seilrichtung muss nun immer genau mit der Marschzahl 56 auf meinem uralten aber immer verlässlichen Militärkompass übereinstimmen. Der der Spiegel ist zwar vereist, aber es geht auch ohne Spiegel. Und durch die Brillen sehe ich auch nichts mehr, weg mit ihnen. Um die Augen zu schützen muss ich blinzeln. Schneeflocken

kleben an den Augenbrauen. Beim Atmen spüre ich Kristalle in der Nase, an den Lippen. Die Welt schrumpft auf einen Radius von nicht viel mehr als sechs Meter. Da! Aus der diffusen Nebel-Schneewand taucht eine weiß getünchte Gestalt auf, dahinter am völlig steifgefrorenen Seil eine zweite. „Hansi, Monika, Gott sei Dank!“. Was wäre gewesen, wenn wir uns verfehlt hätten? Wenn wir in Nebel und Schneetreiben ein paar Meter nebeneinander vorbeigegangen wären? Daran möchte ich gar nicht denken. Als ich mich mit den Fäustlingen abmühe, die schmale Windrose an der Bussole um 180 Grad zu drehen, merke ich, dass vor Aufregung (oder Kälte?) zittere.

Es schneit die ganze Nacht, es schneit auch noch am nächsten Morgen. An einen Gang zum Gipfel ist nicht zu denken. Wir entschließen uns zum Abstieg. Was uns erwartet, wissen wir ja. Zunächst gehe ich voran. Ich versuche genau dort zu gehen, wo ich vermute, dass wir herauf gekommen sind. Den flachen Teil des Gletschers bringen wir ohne Schwierigkeiten hinter uns. Sorgen wegen der Orientierung mache ich mir im mittleren Teil. Mir kommt vor, dass wir viel zu wenig weit nach Osten gequert sind, dass wir also womöglich mitten hinein ins Labyrinth laufen. Das könnte eine Falle sein. Erstaunlicherweise kommen wir dennoch gut voran. Hat der neue Schnee alle Spalten zugeweht?

Ab und zu gibt es steilere Eispassagen, die wir mit Hilfe der zwölfzackigen Steigeisen bewältigen. Wir kommen in die Null-Grad-Zone. Dicke Schneeflocken wechseln ab mit Nieselregen. Der auf den blanken Spaltenlippen aufliegende Schnee wird matschig. Er bildet zwischen den Zacken der Eisen klumpige Stollen. Nach jedem Schritt müsste man diese unnötige Last unter den Schuhsohlen durch Klopfen mit dem Pickelschaft entfernen. An die Gefahr - nun als letzter am Seil gehend - auszugleiten, denke ich nicht. Und dann passiert es: Auf der blanken Kante einer Eisklippe greifen die Steigeisen nicht, ich rutsche aus, kommen nicht dazu den Pickel einzusetzen, ich sause in die Tiefe. Unter mir erkenne ich eine Spalte. Ich kann den Absturz zwar nicht mehr verhindern, ja nicht einmal mehr bremsen, aber ich kann die schnelle Fahrt etwas steuern und es gelingt mir, mit beiden Füßen voran den unteren Spaltenrand zu erreichen. Mit einem satten Rumps drückt mich die Wucht des Aufpralls in den tiefen Schnee. Ich atme durch, kontrolliere alle Gliedmaßen. Ich kann das Glück kaum fassen: keinerlei Verletzung habe ich davongetragen, nicht einmal eine Schramme, auch von einer ernsten Verstauchung spüre ich nichts. Das muss mir eine Lehre sein. So etwas nie wieder! Und dann der Gedanke, ich hätte doch beim Sturz auch einen meiner Seilpartner verletzen können. Aber die haben meinen Sturz in diesem Spalten- und Nebelchaos gar nicht bemerkt! Nur Monika wundert sich, wo ich denn so schnell eigentlich herkomme...

Nach weiteren zweihundert Metern Abstieg entschlüpfen wir der Nebeldecke und blicken auf ein hinter Regenschauern undeutlich sichtbares Tal. Ohne weitere gröbere Zwischenfälle bringen wir den Abstieg bis zum Hotel Morteratsch hinter uns, außer dass Monika noch auf der allerletzten wasserübertonnenen Felsplatte ausgleitet.

Beim Auto angekommen werfen wir alle nassen Klamotten und Ausrüstungsgegenstände samt den tropfenden Seilen in den Kofferraum. Das Ganze geht so schnell, dass wir beinahe Monikas Bergschuhe am Parkplatz vergessen hätten. Minuten später bemitleiden wir vom Autofenster aus die bei fünf Grad Celsius frierend promenierenden Besucher des noblen Ortes St. Moritz. Wir fahren den Malojapass

überquerend hinunter ins Bergell und dem Comosee zu. Regen, Regen, Nebel. Hansi schwärmt von himmelanstrebenden Felsnadeln, die wir natürlich nicht sehen können. Monika blättert in Routenbeschreibungen. Entrüstet liest sie uns eine Beschreibung vor, in der es heißt: *„gefährlich... mehrere tödliche Spaltenstürze im Sommer und im Winter“*. Wir fragen, um welche Tour es sich handelt. Monika blättert zurück und verkündet uns: *„um die Anstiege Looch und Buuch“*. Hansi erklärt: *„Monika! Du hast eben den Durchstieg Buuch sowohl im An- als auch im Abstieg bewältigt!“*. Monika darauf: *„Hätte ich die Beschreibung gelesen, nie wäre ich mit euch hier hinauf gegangen...“*

Um sieben Uhr abends stellt Hansi - leicht genervt durch die auf der engen kurvenreichen Straße viel zu schnell entgegenkommenden Fahrzeuge - das Auto bei einer einsamen Kirche am Westufer des Sees ab. Wir springen aus dem Wagen, entledigen uns zum zweiten Mal an diesem Tag unserer Kleider, springen ins Wasser und schwimmen unter einem strahlend blauen Himmel und einer unglaublich wohltuend vom Firmament leuchtenden Abendsonne ein paar kleinere Runden. „Azzurro“, so blau ist der Himmel über Italien!

Nachsatz 1: Heute, dreißig Jahre danach, ist ein Durchstieg im Sommer durch Buuch wegen des Abschmelzens des Gletschers völlig undenkbar.

Nachsatz 2: Nach langem Kartenstudium und Beobachtungen des Gletsches mit dem Feldsteher neige ich heute der Meinung zu, dass wir damals in Wirklichkeit in der Nähe des orografisch rechten Randes des Labyrinths abgestiegen sind. Kalte über den Rücken jagende Schauer sind die Folge – bis heute.

Nachsatz 3: Wenn ich in einem Zwischenhoch einen ganz besonders azurblauen Himmel sehe, vergesse ich nie, dass dieses Blau zwar schön, aber gefährlich ist.

30. 12. 2003